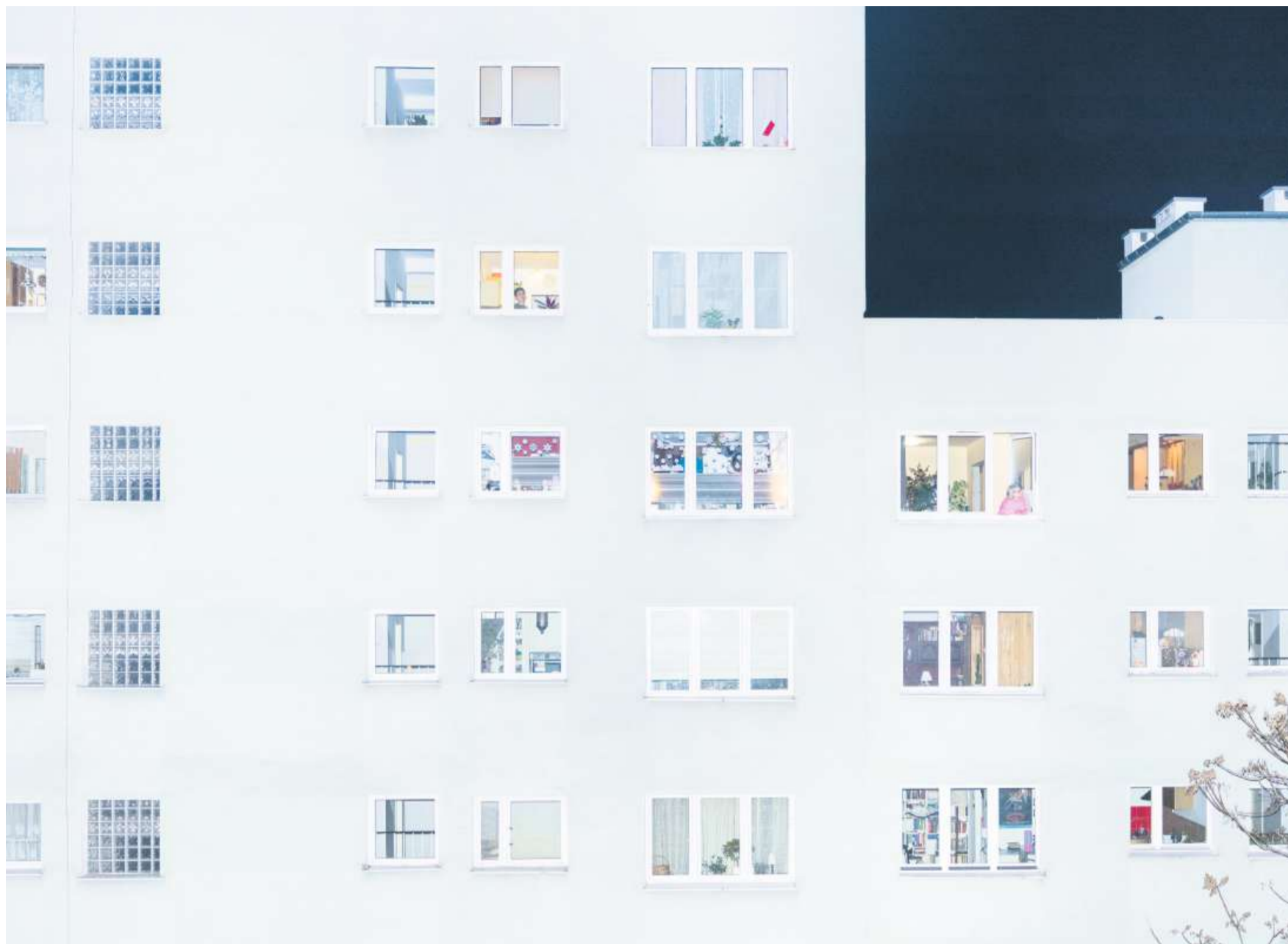


Das Unheimliche wohnt gleich nebenan

Die meisten Schweizer wollen so wenig wie möglich mit ihren Nachbarn zu tun haben. Warum streiten sie sich ständig? Von Birgit Schmid



Warum brennt in jenem Zimmer ständig Licht, obwohl sich niemand darin aufhält?

RAFAL MILACH/MAGNUM

Man kann seine Nachbarn nicht ausuchen. Deshalb ist es vielleicht besser, sie weiterhin als Fremde zu betrachten. So dachte ich an jenem Sonntagmorgen, als es plötzlich so komisch roch in der Wohnung. Von unten Geschrei, knallende Türen. Wir sassen beim Kaffee und lasen die Zeitung, als plötzlich auch noch die Augen zu tränen begannen. Kurz darauf war die Polizei im Haus.

Selbst wenn sie fremd bleiben: Seinen Nachbarn entkommt man nicht. Es hat etwas Unheimliches, das Leben der anderen so nah zu wissen. Im Winter, wenn man viel Zeit daheim verbringt, rücken die Wände noch einmal näher.

Der Raum wird enger. Bald hat die Schweiz 9 Millionen Einwohner. Immer mehr Leute wollen zudem allein wohnen. Obschon jeder der dreissig oder hundert Menschen, mit denen man unter demselben Dach schläft, eine eigene Wohnungstür hat, rückt man noch enger zusammen. Das verstärkt wiederum den Wunsch, sich abzuschnitten, die eigene Intimsphäre zu wahren. Man teilt zwar den Lift und die Waschmaschine, gleichzeitig legt man umso mehr Wert auf das Eigene. Es kommt zu Spannungen, daraus resultieren Konflikte.

Mediatoren geht die Arbeit nicht aus, und wo die Schlichtungsversuche erfolglos sind, sehen sich die Nachbarn vor dem Richter. Nachbarschaftsstreitigkeiten haben zugenommen, wie eine Umfrage des Dachverbands für Mediation ergab. Thomas Lyssy, der die Fachstelle für Vergleichsverhandlungen der Staatsanwaltschaft Basel-Landschaft leitet, sagt: «Nachbarschaftskonflikte sind die am schwersten lösbaren.»

Streit benachbarter CS-Banker

Aus der Ferne betrachtet, haben die Nahkämpfe etwas Belustigendes – wie kindisch sich erwachsene Menschen aufführen, die ihr Territorium verteidigen, wie spiessig sie sind. Sobald ein Nachbarschaftsstreit zwischen bekannten Namen öffentlich wird, ergötzt man

sich daran. Über den Fall der damaligen hohen CS-Banker Tidjane Thiam und Iqbal Khan konnte man 2019 in der Zeitung lesen: Khan soll Thiam zwei Jahre lang mit Baulärm belästigt haben, als er seine Villa am Zürichberg umbauen liess.

Wer viel Fläche belegt, hat viel zu verteidigen. Den Zorn ziehen Prominente oft auf sich, wenn sie ihr Anwesen vor fremden Blicken mit Hecken und Zäunen schützen. Madonna wollte in London eine Mauer um ihr Grundstück hochziehen lassen. Mark Zuckerberg plante dasselbe auf Hawaii, wodurch er den Nachbarn den freien Blick aufs Meer versperrt hätte. Beide kamen mit ihrem Vorhaben nicht durch.

Die normalen Bürger in ihren Mietwohnungen kämpfen um imaginäre Grenzen. Die Wände sind so durchlässig, dass man Stimmen hört. Auf den Balkonen atmet man dieselbe Luft ein, und durch die Ritzen dringt der Geruch der Fremden. So wie bei dem Drama, dessen Zeugen wir an jenem Sonntagmorgen wurden. Es waren Pfefferspraywadern, die das Treppenhaus zu uns hochstiegen. Und das kam so: Die Nachbarin hatte eine Affäre mit dem Mann in der Wohnung nebenan. Weil sie ihn der Untreue verdächtigte, attackierte sie ihn mit einem Pfefferspray.

Wir wussten nicht, wer die Polizei herbeigerufen hatte. Es ist ein anonymes Haus in einem guten Wohnquartier. Man lässt sich in Ruhe. Menschen ziehen ein und aus. Single-Haushalte, Studenten, Ausländer. Der Typ, der eine Nacht lang heulte und klagte, nimmt die laute Musik von oben in Kauf, oben erträgt man den Cannabisgeruch von nebenan, nebenan sagt man nichts wegen der Zoggeli von oben, am andern Ende des Gangs das Gestöhn jede Samstagnacht. Selten ein klopfender Besenstiel. Die Polizei kam ein paar Jahre später noch einmal, um eine Tür aufzubrechen: Ein Bewohner hatte sich aus dem Staub gemacht.

Man erlebt hier etwas, positiv ausgedrückt. Dafür fehlt die soziale Kontrolle.

Nur deshalb hat niemand das spurlose Verschwinden des Mannes bemerkt. Ni würde man jemandem den Schlüssel anvertrauen fürs Blumengiessen während der Ferien. Das Haustier platziert man lieber fremd.

Schweizer gehen auf Distanz

Damit bestätigen die Nachbarn in diesem Haus den Befund einer grossangelegten Nachbarschaftsstudie des Gottlieb-Duttweiler-Instituts (GDI): In der Schweiz leben die meisten Menschen mehr oder weniger freundlich nebeneinander ohne Bedürfnis nach Austausch. Man will möglichst wenig miteinander zu tun haben.

Im besagten Haus bliebe man am «Tag der Nachbarn», wie er jährlich im Mai stattfindet, auf seinem selbstgebackenen Kuchen sitzen. Ein weiterer Vorschlag des Vereins für Nachbarschaftshilfe, seine Nachbarn «zu einem Kaffeekränzchen im Garten einzuladen», mag während der Pandemie eine gewisse Chance gehabt haben. Damals, als sich dank dem Virus die unfreiwillige Schicksalsgemeinschaft positiv umdeuten liess.

Aber auch diese Erinnerung sollte man nicht verklären. Auch während der Corona-Zeit haben Nachbarn einander verraten, wie der Mediator Thomas Lyssy sagt. Hielt sich der eine nicht an die Corona-Massnahmen und machte Party mit mehr als den fünf erlaubten Leuten, so wurde er vom anderen bei der Hausverwaltung angeschwärzt.

Schon folgt auf die eine Krise die nächste: Wegen der Energieknappheit sind die Leute zum Stromsparen angehalten. Wer könnte besser prüfen, ob man sich daran hält – als die Nachbarn? Man hört bereits Geschichten dazu. Eine Kollegin lässt das WC-Fenster auch im Winter meistens aufgekippt. Worauf sie ein Nachbar beim Briefkastenleeren fragte: ob das Fenster absichtlich offen stehe? Ja, antwortete meine Kollegin: Sie beheize das WC nicht.

Man nimmt an sich selber einen neuen pädagogischen Reflex wahr: So-

eben hat man sich vor der «Tagesschau» von der Kampagne des Bundes belehren lassen, dass man duschen statt baden solle, schon rauscht es in der Wohnung einen Stock tiefer. Ist es wirklich nötig, dass die Nachbarin jeden Feierabend ein Bad nehmen muss?

Dabei können einem die beleuchteten Fenster im Winter auch ein Gefühl von Geborgenheit vermitteln. Die Bäume haben ihr Laub verloren, der Blick in die Wohnungen gegenüber ist frei. Doch da sieht man nun das Licht in der Küche Tag und Nacht brennen, ohne dass sich jemand darin aufhielt. Haben sie es immer noch nicht begriffen? Oder wollen sie so Einbrecher abschrecken? Neuerdings schaltet man auch die Weihnachtsbeleuchtung früher aus als sonst, um nicht als Letzte in die dunkle Nacht der Nachbarschaft hinauszustrahlen.

Wohnen ist konservativ

Selbst Menschen, die den Multikulturalismus schätzen, stossen beim Wohnen an die Grenzen ihrer Toleranz. Denn Wohnen ist konservativ. Es geht dabei um Bewahren, um ein Verteidigen von Gewohnheiten und Sitten. Kulturelle Unterschiede führen zu häufigerem Streit unter Nachbarn. Wie jemandem erklären, der nur Türkisch spricht, dass man sich in der Waschküche eintragen muss? Wie die kongolesische Familie dazu bringen, dass sie Fenster und Türen verschliesst, wenn sie ein Suppenhuhn kocht?

Es sind solche scheinbaren Kleinigkeiten, um derentwegen Thomas Lyssy, der erfahrene Mediator aus Basel, zwischen den zankenden Parteien vermitteln muss. Kinderlärm, der Laubbläser am Samstagmorgen, die zuparkierte Garageneinfahrt. Dabei merkt er oft, dass die Ursache für eine Beschwerde tiefer liegt. Jemand, der mit dem Lineal messen geht, ob die Pflanzen des Nachbarn wirklich die vorgeschriebenen 60 Zentimeter vom Hag entfernt stehen, ist schon so voller Wut, dass er für diese einen konkreten Aufhänger sucht.

Sobald sich die Nachbarn duzen, weiss Lyssy: Aha, die waren sich einmal gut, also muss etwas vorgefallen sein. Je länger der Konflikt andauert, bis man einen Mediator oder eine Mediatorin einschaltet, desto schwieriger werde es, ihn zu beheben.

Deshalb rät Lyssy, sich früh zusammenzusetzen und sich das Problem «bei einem Kaffee oder Bier» anzuschauen: «Bei Fieber geht man ja auch zum Arzt.» Doch irgendwann sprechen die Leute gar nicht mehr miteinander. Dann übernimmt er das für sie. Sieht auch er keine Lösung, legt er der einen oder der anderen Partei den Wegzug nahe. Was bei Eigentümern schwieriger sei. «Manchmal habe ich den Eindruck, die Leute brauchen den Konflikt mit ihren Nachbarn», sagt Lyssy. «Dieser ist Teil ihres Lebens. Wäre er gelöst, würde ihnen etwas fehlen.»

Wie sich die Nachbarn zuweilen aneinander abarbeiten, gibt Stoff für einen Film. Der Mediator erlebt es wirklich: Bewohner des ersten Stocks hätten sich einmal vom Zigarettenrauch der Mieter im Parterre belästigt gefühlt, der vom Gartensitzplatz zu den Nachbarn hochstieg. Da besprühten sie deren Rasen mit Unkrautvertilger. «Danach war der Rasen weg.»

Weil die Rachefeldzüge unter Nachbarn so einen Unterhaltungswert haben, ist die Literatur voll davon. In Lukas Bärfuss' Erzählung «Der Schlüssel» verrichtet ein Mann Nacht für Nacht sein Geschäft im Garten des Nachbarn neben einer Kunstinstallation; dabei spielt ein entlehnter Schraubenschlüssel eine Rolle. In Jonathan Franzens Roman «Freiheit» entführt der Held, ein Ornithologe, die räuberische Katze von nebenan.

Nachbarn wecken die niedrigsten Instinkte. Sobald etwas die Ordnung auf diesem engen Raum stört, ist man zu vielem bereit. Man steht in Beziehungen, die man nicht selber wählen kann. Und in die man sich mit jeder feindseligen Handlung etwas tiefer verstrickt.

Nachbarn wecken die niedrigsten Instinkte. Sobald etwas die Ordnung auf diesem engen Raum stört, ist man zu vielem bereit.